[WLG]
WIENER LINGUISTISCHE GAZETTE

Gehört werden
Sprachrepertoire und Spracherleben im Zeichen von Prekarität

Brigitta Busch

Sonderdruck aus: *Wiener Linguistische Gazette* (WLG) 85 (2020): 101–123

Themenheft *Prekaritätserfahrungen: Soziolinguistische Perspektiven*
Hg. v. Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer, Christian Bendl &
Jürgen Spitzmüller

Universität Wien · Institut für Sprachwissenschaft · 2020

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:
Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft
Sensengasse 3a
1090 Wien
Österreich

Redaktion: Markus Pöchtrager (Allgemeine Sprachwissenschaft),
Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer & Sabine Lehner
(Angewandte Sprachwissenschaft),
Stefan Schumacher (Allgemeine und Historische Sprachwissenschaft)
Kontakt: wlg@univie.ac.at
Homepage: *http://www.wlg.univie.ac.at*

ISSN: 2224-1876
NBN: BI,078,1063

Dieser Beitrag wurde einer Doppelblindbegutachtung unterzogen.
Die *Wiener Linguistische Gazette* erscheint in loser Folge im Open-Access-Format.
Alle Ausgaben ab Nr. 72 (2005) sind online verfügbar.

Dieses Werk unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0
(Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen)

Gehört werden

Sprachrepertoire und Spracherleben im Zeichen von Prekarität

Brigitta Busch[*]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)

Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 101–123

Abstract

The article aims to identify how precarity and social exclusion can be experienced as a traumatic loss of voice. It is based on a transdisciplinary research project on traumatic experience, multilingualism, and resilience and presents the case study of a woman, who lived as an undocumented migrant in Austria for many years. The paper begins by reflecting on social exclusion and theoretical perspectives about trauma in the context of displacement, precarity, voice, and the loss of voice. The results are discussed in terms of the bodily-emotional dimension of language, the experience of isolation, fear and anger, the re-invocation of former experiences and the use of language resources that contribute to strengthen resilience.

Schlagwörter: Sprachrepertoire, Spracherleben, soziale Exklusion, Stimme, Stimmlosigkeit

* Brigitta Busch, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien, Sensengasse 3a, 1090 Wien, brigitta.busch@univie.ac.at. Eine frühere Version dieses Texts erschien 2016 im E-Journal *Forschung Sprache* 2. *https://www.forschung-sprache.eu/fileadmin/user_upload/Dateien/Heftausgaben/2016-2/FA_3_Busch_Gehoert_werden.pdf*

1 Einleitung

Gesellschaften werden meist noch in Kategorien von Sesshaftigkeit und relativer demographischer Stabilität gedacht, doch die Zahl der Menschen ›in Bewegung‹ ist weltweit ständig im Wachsen begriffen. Viele dieser ›Mobilen‹ leben in der einen oder anderen Weise in einem Raum der Prekarität, in dem ihnen Grundrechte vorenthalten werden: Personen ohne Dokumente, Aufenthalts- oder Arbeitsbewilligung, Asylsuchende, Insassen von Flüchtlings- oder Internierungslagern, Personen, die trotz Ablehnung ihres Asylgesuch im Land bleiben, ›erased people‹, die aufgrund neuer Grenzziehungen ihre Staatsbürgerschaft und ihre legale Existenz verloren haben.

Im Verständnis von Giorgio Agamben (1998) tendiert der politische Raum der Moderne, indem er eine Art permanenten Ausnahmezustand etabliert, dazu, *Parias* zu produzieren, Gruppen von Menschen, die zwar unter der Gewalt des Gesetzes stehen, aber nicht unter seinem Schutz. In Anlehnung an Aristoteles unterscheidet Agamben zwischen der biologischen Existenz *(zoe)* und dem politischen Leben von Sprechen und Handeln *(bios)*. Mit dem Ausdruck *nacktes Leben* bezeichnet er eine Existenzform, die ein Ergebnis von Mechanismen sozialer Exklusion darstellt. Solche Mechanismen waren Agamben zufolge von der Antike an grundlegend für die Konstitution souveräner politischer Entitäten. In Agambens Vorstellung bilden die Ausgestoßenen zwar eine ›Ausnahme‹, doch die Mechanismen, die sie zur Ausnahme gemacht haben, können jederzeit auf andere Bevölkerungsgruppen, die dann ihrerseits zu Ausgestoßenen werden, ausgeweitet werden.

Für Hannah Arendt, auf deren Analyse totalitärer Herrschaft sich Agamben in vielerlei Hinsicht bezieht, ist die Situation der staatenlosen Flüchtlinge und DPs (*Displaced Persons*) während und am Ende des Zweiten Weltkriegs exemplarisch für die Verweigerung von Grundrechten gegenüber jenen, die ihrer am dringendsten bedürfen:

> The paradox involved in the loss of human rights is that such loss coincides with the instant when a person becomes a human being in general without a profession, without a citizenship, without an opinion, without a deed by which to identify and specify himself – and different in general, representing nothing but his own absolutely unique individuality, which, deprived of expression

> within and action upon a common world, loses all significance. (Arendt 1952: 302)

In ihrer deutschsprachigen Version von *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, die von der amerikanischen Originalversion etwas abweicht, spricht Arendt (1986 [1955]: 613) von dem Moment, »wenn der Mensch den Standort in der Welt verliert, durch den allein er überhaupt Rechte haben kann und der die Bedingung dafür bildet, daß seine Meinungen Gewicht haben und seine Handlungen von Belang sind«. Diese Menschen würden gleichsam dadurch »mundtot« gemacht (Arendt 1986 [1955]: 615), dass ihnen die Fähigkeit abgesprochen wird, die Angelegenheiten des menschlichen Zusammenlebens durch Sprechen, und nicht durch Gewalt, zu regeln. Arendt warnt davor, dass immer breitere Bevölkerungsgruppen von Mechanismen der Exklusion und Entrechtung bedroht sein können:

> Die ungeheure Gefahr der totalitären Erfindungen, Menschen überflüssig zu machen, ist, daß in einem Zeitalter rapiden Bevölkerungszuwachses und ständigen Anwachsens der Bodenlosigkeit und Heimatlosigkeit überall dauernd Massen von Menschen im Sinne utilitaristischer Kategorien in der Tat ›überflüssig‹ werden. (Arendt 1986 [1955]: 942)

Aus soziologischer und phänomenologischer Warte unterscheidet Hartmut Rosa (2016: 56) zwischen zwei Grundmöglichkeiten, mit denen Subjekte in Beziehung zur Welt stehen können, »zwischen *stummen* und *resonanten* Weltbeziehungen« (Hervorh. i. Orig.), zwischen solchen, die als angstbesetzt und abweisend, und solchen, die als gelungene Beziehung von Subjekt und Welt erlebt werden. Unter Berufung auf Pierre Bourdieu argumentiert er, dass eine sozioökonomische Prekarisierung, d. h. ein eingeschränkter Zugang zu ökonomischem, kulturellem, sozialem und somatischem Kapital, mit einer Prekarisierung des Weltverhältnisses und einem Verlust der Stimme und der Resonanzfähigkeit verbunden ist, die als Ausgrenzung, Diskriminierung und Missachtung erfahren wird.

In diesem Artikel geht es weniger um die Mechanismen der Prekarisierung als um Prekaritätserfahrungen, also darum, wie sich das Zurückgeworfensein auf das nackte Leben, die Erfahrung des Überflüssig-Gemacht-Werdens erlebt und gelebt wird. In einer Studie mit Berliner Hauptschülern mit Migrationshintergrund zeigt Stefan Wellgraf (2018), dass bereits existenzielle Prekarisierungsängste, konkret die Angst vor

Arbeitslosigkeit und Abschiebung, aber auch das Vermissen zukunftsgestaltender Handlungsmöglichkeiten bei den Betroffenen gravierende körperliche und affektive Auswirkungen zeigen. Durch einen Fokus auf Emotionen werde deutlich, wie eng gesellschaftliche Verhältnisse mit ambivalenten und idiosynkratischen Dynamiken von Subjektivierungsprozessen zusammenhängen.

Ziel dieses Artikels ist es, aus soziolinguistischer Warte der Frage nachzugehen, was es bedeutet, des ›Standorts‹ beraubt zu sein, von dem aus man sich in einer gemeinsamen, geteilten Welt ausdrücken und auf sie einwirken kann. Gefragt wird danach, wie Menschen solch ein ›nacktes Leben‹ als traumatisches Zum-Verstummen-Gebracht-Werden und Sich-als-Überflüssig-Fühlen erfahren, aber auch wie sie damit umzugehen lernen, indem sie (manchmal unerwartete) sprachliche Ressourcen aktivieren. Eine Auseinandersetzung mit theoretischen Zugängen zu Traumatisierung und Resilienz sowie zu Stimme und Stimmlosigkeit im folgenden Abschnitt soll zu einem besseren Verständnis der sprachbiographischen Erzählung einer Frau beitragen, die lange Jahre als prekarisierte *Sans-Papiers* in Österreich gelebt hat. Das biographische Gespräch wurde im Zuge eines transdisziplinären Forschungsprojekts zu traumatischem Erleben, Mehrsprachigkeit und Resilienz geführt. Auszüge daraus werden in Abschnitt 3 einem *close reading* unterzogen, einer in den Cultural Studies in Anlehnung an die literaturwissenschaftliche Textanalyse entwickelten Methode, die besonders in disziplinübergreifenden Forschungsarbeiten Anwendung findet (Lutter und Reisenleitner 1998).

2 Traumatisierung und Stimmlosigkeit

Zunächst sollen einige Punkte angeführt werden, die in der aktuellen psychosozialen Traumaforschung weitgehend außer Streit stehen (vgl. van der Kolk, McFarlane & Weisaeth 2007). Traumatisches Erleben kann extrem ernsthafte und dauerhafte Folgen für die Gesundheit der betroffenen Personen haben, die sich unter anderem darin äußern, dass sie immer wieder Alpträumen, Panikattacken oder der unkontrollierbaren Überwältigung durch Gefühle ausgesetzt sind (›*flash-backs*‹), dass sie unter einem Zwang stehen, traumatische Situationen zu re-inszenieren, dass sie Affekte und Gefühle meiden (*frozen state, psychic numbing*), dass ihnen

bestimmte Erinnerungen nicht zugänglich sind, dass sie in verschiedener Weise somatisieren oder dissoziieren.

Im Zusammenhang mit Flucht, Migration und Exil können sich verschiedene Ereignisse zu einer Kette extrem belastender Erfahrungen verbinden: eine Situation der Bedrohung oder Verfolgung im Herkunftsland, erschütternde Erlebnisse auf dem Migrations- oder Fluchtweg, fortdauernde Ungewissheit, Erfahrungen von Ausschluss und Rechtlosigkeit im Land der Ankunft (Becker 2014).

Standardwerke im Bereich der Psychotraumatologie, wie das von van der Kolk, McFarlane und Weisaeth herausgegebene Buch *Traumatic Stress: The Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body and Society* (2007) verweisen auf die grundlegenden Arbeiten des französischen Psychiaters Pierre Janet, der sich am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert mit den Wirkungsweisen von Traumata auseinandergesetzt hat. Janet (1904) zufolge ereignen sich ›emotionale Störfälle‹ (*accidents émotionels*) – so bezeichnet er, was man heute als Traumatisierung fasst –, wenn man einer plötzlichen und einschneidenden Veränderung des physischen und vor allem des sozialen Umfelds ausgesetzt ist, an die man sich – in der erforderlichen Zeit und mit den vorhandenen Ressourcen – nicht adaptieren kann. Ein belastendes Ereignis wird Janet zufolge dann zum emotionalen Störfall, wenn man nicht in der Lage ist, das Durchlebte in die eigene Wahrnehmung einzubauen, es mit früherem Wahrnehmen, Erleben und Erinnern zu verknüpfen. Die Schwierigkeit, traumatisches Erleben zu erinnern und in Worte zu fassen, es auf symbolischer Ebene zu repräsentieren und in eine biographische Erzählung einzubauen, könnte demnach auch darin begründet sein, dass es sich der Assimilation in die eigene Erfahrungswelt verweigert. In diesem Sinn kann traumatisches Erleben als »Grenz-(Nicht-)Erfahrung« (Fischer 2012: 148) verstanden werden, als ein radikaler Bruch des Grundvertrauens, dass die Welt ›weiter geht‹, des Vertrauens in das, was Edmund Husserl (1985 [1939]: 51) »das Undsoweiter« genannt hat. Die Erfahrung von der Brüchigkeit dieses Grundvertrauens ist es, was Prekaritätserfahrungen vom ›Aus-der-Ordnung-geraten-Sein‹, wie es Spitzmüller und Bendl in der Einleitung zu diesem Themenheft formulieren, in die Nähe zu traumatischen Erfahrungen rücken kann.

Das Bedrohungspotenzial eines gravierenden Ereignisses muss stets in Relation zur Fähigkeit einer Person gesehen werden damit umzugehen (Fischer & Riedesser 1998). Schon in den 1930er Jahren machte Lev Vygotskij

(1994) in einer Studie, an der drei Geschwister einer Familie beteiligt waren, darauf aufmerksam, dass verschiedene Personen potenziell traumatisierende Ereignisse unterschiedlich erleben und nicht gleichartig damit umgehen. Aus der unterschiedlichen Reaktion der Geschwister auf Misshandlungen im Elternhaus schließt er, dass das soziale Umfeld nicht unmittelbar und in statischer Weise auf das Verhalten einwirkt, sondern vermittelt durch das emotionale Erleben (*perezhivanie*), die Art und Weise, wie es aufgrund der persönlichen, situational bedingten Ressourcen erfahren und interpretiert wird. Diese Interpretation, sagt Vygotskij, ist dynamisch, sie verändert sich in der Interaktion mit dem sozialen Umfeld im Lauf der Entwicklung des Kindes hin zu dem, was er Sprachmacht (*the power of speech*) nennt (Vygotskij 1994: 19).

Mein Beitrag geht der Frage nach, wie Situationen der Prekarität, der Ausgrenzung oder der ›Ausnahme‹ als traumatischer Stimmverlust – oder anders gesagt: als Verweigerung der ›Sprachmacht‹ – erlebt werden, aber auch, wie Betroffene darum kämpfen, eine Stimme zurückzugewinnen. Um den Begriff *Stimme*, wie ich ihn hier verwende, näher zu definieren, stütze ich mich auf Konzepte, die vom russischen Literaturwissenschafter Michail Bachtin, dem französischen Philosophen Maurice Merleau-Ponty und dem US-amerikanischen Linguisten Dell Hymes entwickelt wurden.

In Bachtins Heteroglossie-Konzept (Bachtin 1979 [1934–1935]) kommt dem Begriff *Stimme*, wie Todorov (1984) ausführt, neben den Begriffen *Diskurs* und *Sprache* eine zentrale Bedeutung zu: Der Begriff *Diskurs* (Todorovs Übersetzung des russischen *reč*) bezieht sich auf (miteinander konkurrierende) Weltsichten, die wiederum auf bestimmte, räumlich und zeitlich verortete sozioideologische Welten verweisen. Eine solche sozioideologisch begründete Redevielfalt kann sich über einen längeren Zeitraum in einer Differenzierung von *Sprache* bzw. in Sprachwandel niederschlagen; mit dem Begriff *Stimme* schließlich meint Bachtin die Art, wie sich individuelle Sprecher*innen – durch die Wahl einer ›Sprache‹, die auf Stimmen anderer antwortet – innerhalb der Vielfalt an möglichen Diskursen (*raznorečie*) und Sprachen (*raznojazyčie*) positionieren. Diese Wahl, die gewöhnlich weitgehend unbewusst getroffen wird, wird Bachtin zufolge im literarischen Schreiben bewusst nachvollzogen:

> Das literarisch aktive Sprachbewusstsein findet immer und überall […] »Sprachen« und nicht *die* Sprache vor. Es steht vor der Notwendigkeit, *eine Sprache zu wählen*. Mit jeder literarisch-verbalen Hervorbringung

> orientiert es sich aktiv an der Redevielfalt, nimmt es in ihr eine Position ein, wählt eine »Sprache«. (Bachtin 1979 [1934–1935]: 186; Hervorh. i. Orig.)

Was geschieht, wenn einem die Möglichkeit, einen spezifischen Standort innerhalb der sozioideologischen Welt zu wählen und zu besetzen, verweigert wird? Eine mögliche Antwort darauf lässt sich mit dem phänomenologisch begründeten Zugang von Maurice Merleau-Ponty (1966) finden. Er versteht Sprache primär als eine körperlich-emotionale Geste, mit der wir uns in Bezug zur Welt setzen und zum anderen hin projizieren, erst in zweiter Linie als System sedimentierter symbolischer Repräsentationen, auf die wir zurückgreifen. Keinen Ort haben, von dem aus man sprechen – also sich in Bezug zu anderen und zur Welt setzen – kann, resultiert demnach in einer Geste des Sich-Verschließens, einem Einfrieren der Körperbewegung, im Verlust der Stimme, einem Rückzug von der Welt. In einem solchen Fall, schreibt Merleau-Ponty (1966: 197),

> […] hat sich die Bewegung auf die Zukunft, die lebendige Gegenwart oder auf die Vergangenheit hin und das Vermögen zu lernen, zu reifen, mit Anderen in Kommunikation zu treten, gleichsam festgefahren in einem leiblichen Symptom, die Existenz hat sich verknotet, der Leib ist zum »Schlupfwinkel des Seins« geworden.

Anders Dell Hymes (1996), der sich dem Begriff der Stimme von seinem Gegenteil her annähert, also der Verweigerung von Stimme, was er am Beispiel unterprivilegierter Gruppen in den Vereinigten Staaten darlegt. Davon ausgehend entwickelt er (im Marx'schen Sinn) die Unterscheidung zwischen einer *negativen* und einer *positiven Freiheit des Sprechens*. Unter *negativer Freiheit* versteht Hymes (1996: 64) »the freedom from denial of opportunity due to something linguistic, whether in speaking or reading and writing«, also die Absenz sprachlicher Barrieren im weitesten Sinn. *Positive Freiheit* dagegen umfasst ihm zufolge »the freedom for satisfaction in the use of language«. Beide Aspekte von Freiheit konvergieren in einer Konzeption von Stimme, die Hymes (1996: 64) folgendermaßen fasst: »freedom to have one's voice heard, freedom to develop a voice worth hearing«.

Aus verschiedenen Perspektiven beleuchten die hier skizzierten Zugänge in komplementärer Weise, was es bedeutet, eine Stimme zu haben oder nicht zu haben, einen anerkannten sozialen Standort, von dem aus zu sprechen man legitimiert ist. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass Prekarität,

Traumatisierung und Stimmverlust eng miteinander verwoben sind: Eine Traumatisierung kann den Verlust der Stimme nach sich ziehen, aber ebenso kann ein fortgesetztes Aberkennen von Stimme als traumatisch erfahren werden. Im Gegenzug bedeutet Entwicklung von Resilienz auch die Entwicklung einer Stimme und einer resonanten Weltbeziehung (Rosa 2016), wobei eine Stimme zu haben gleichzeitig ein Resultat von und eine Voraussetzung für Resilienz darstellt.

3 »Ohne eine Sprache is sehr schwer« – Sprachideologien, Spracherleben und Sprachrepertoire

3.1 Körperlich-emotionale Dimensionen von Sprache

Das Interview, das im Folgenden diskutiert wird, wurde im Zuge eines transdisziplinären Forschungsprojekts[1] geführt, in dem Zusammenhänge von Mehrsprachigkeit, Trauma und Resilienz exploriert wurden (Busch & Reddemann 2013; Busch & Busch 2013). Aus einem Korpus von dreizehn biographisch orientierten Gesprächen, wurde das Gespräch mit Frau L. für diesen Beitrag ausgewählt, weil aus ihren Darstellungen deutlich wird, welch tiefgreifenden Einfluss Prekaritätserfahrungen auf Spracherleben und Sprachrepertoire haben können.

Das Projekt orientierte sich am Konzept *Spracherleben*, das die intersubjektive, körperlich-emotionale Dimension von Sprache in den Vordergrund stellt. Unter Spracherleben verstehe ich die Art, wie man sich in einer verbalen Interaktion in Relation zum Gegenüber selbst erlebt (Busch 2015). In jeder Interaktion bewerten wir die Sprechweise unseres Gegenübers und richten unser Sprechen danach aus, d. h. wir bringen die ›Sprache‹, das Register, den Tonfall, die Mimik usw. zum Einsatz, die uns situationsadäquat erscheinen. Es handelt sich dabei um wechselseitige Prozesse der Typisierung (oder Stereotypisierung), bei denen das Gegenüber aufgrund seines Sprechens taxiert und einer bestimmten sozialen Kategorie

[1] *Mehrsprachigkeit und Resilienz – eine transdisziplinäre explorative Pilotstudie* (2012–2014) unter Leitung von Martin Aigner (Psychiatrie und psychotherapeutische Medizin, Medizinische Universität Wien), Brigitta Busch (Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien) und Luise Reddemann (Psychotraumatologie und psychologische Medizin, Universität Klagenfurt) *http://heteroglossia.net/Resilienz-und-Mehrsprachigkeit.121.0.html*

zugeordnet wird, die mit bestimmten Eigenschaften verknüpft wird. Das sind gleichzeitig auch Prozesse der Stilisierung, durch die wir uns als einer bestimmten Kategorie zugehörig oder nicht zugehörig zu erkennen geben wollen (Spitzmüller 2013). Meist laufen diese metapragmatischen Prozesse unbewusst ab. Ins Bewusstsein rücken sie oft erst dann, wenn wir aus der Reaktion des Gegenübers entnehmen, dass etwas ›nicht passt‹. Wesentlich sind dabei Grunderfahrungen entlang der drei Achsen Anerkennung–Nichtanerkennung, Zugehörigkeit–Ausschluss, Macht–Ohnmacht (Busch 2015). Solche mit Emotionen verbundenen Interaktionserfahrungen schreiben sich – durch häufige Wiederholung oder durch ihren einschneidenden Charakter – ins Körpergedächtnis ein. In Form des individuellen Sprachrepertoires bilden sie eine intersubjektiv angeeignete, sprachlich-kommunikative Disposition, werden also Teil dessen, was Pierre Bourdieu (1990) mit den Begriffen *Habitus* und *Hexis* beschreibt. Eine zentrale Stellung nehmen dabei Sprachideologien ein, also Diskurse, die Sprachen und Sprechweisen bewerten und mit typisierten Zuschreibungen und Verhaltensweisen verknüpfen.

Im genannten Forschungsprojekt kam ein multimodales, kreatives Verfahren zur Anwendung, bei dem eine sprachbiographische Erzählung durch das vorangehende Zeichnen eines Sprachenportraits elizitiert wird (Busch angenommen). Die im Zuge von Einzelgesprächen an die Teilnehmer*innen gerichtete Einladung, ihr Sprachrepertoire, ihr Spracherleben und ihre sprachlichen Zukunftsprojektionen bildlich darzustellen und darüber zu sprechen, erwies sich als geeigneter Zugang, um sich dem Biographischen zu nähern, ohne Traumatisches oder Belastendes anzusprechen. Der Umstand, dass Sprache in zweifacher Weise konzipiert werden kann – einerseits als eng mit dem eigenen Erleben verknüpfter emotionaler Raum, andererseits als externalisiertes Objekt der Beobachtung – erlaubte es den insgesamt dreizehn Teilnehmer*innen, den Grad der Nähe oder Distanz zu sich selbst in jedem Moment des Gesprächs zu regulieren. Das Sprachenportrait diente in den Gesprächen immer wieder als Bezugspunkt.

Phänomene von Mehrsprachigkeit werden in der Therapiewissenschaft nicht selten unter dem Gesichtspunkt einer Dichotomie zwischen Erst- und Zweitsprache gefasst, wobei erstere oft als mit Kindheitserinnerungen verbundene, emotional besetzte Sprache, letztere als nach vorn gerichtete, quasi ›neutrale‹ Sprache gewertet wird (Pavlenko 2005; Amati Mehler et al. 2010). Demgegenüber verstehe ich das semiotische Repertoire als ein

Ensemble an sprachlichen und kommunikativen Dispositionen, die sich in Situationen und Szenen erlebter intersubjektiver Kommunikation entlang der Lebensachse herausbilden, einander überlagern und sich verändern. Aus dieser Sicht scheint die Annahme begründet, dass das Sprechen über eigenes Spracherleben auch einen Zugang zu weiter zurückliegenden Erfahrungsschichten öffnen kann (Busch 2015).

3.2 Isolation, Angst und Zorn – ein Leben in Ungewissheit

Frau L. zeichnet in ihr Sprachenportrait (Abb. 1) der Reihe nach folgende Sprachen ein: Deutsch (rot in der Herzgegend), Ukrainisch (blau im Bauch), Rumänisch (pink an der Seite), Englisch (gelb als Wunschsprache), Russisch und Serbisch (blau und grün in einem Arm), Bulgarisch (violett im anderen Arm). Weitere Elemente setzt sie im Lauf des Gesprächs hinzu: das Orange im Kopf steht, wie sie sagt, für »Hilfe und Gespräche«, das Blau im Hals für »direktes Sprechen«, der gelbe Hof rund um das rote Herz für »Sprechen im Gebet«.

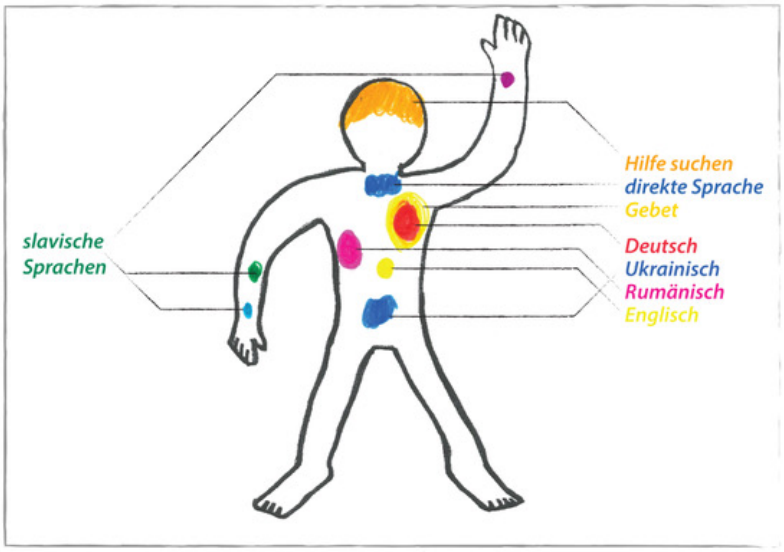

Abb. 1: Sprachenportrait von Frau L. – die von ihr in den vorgegebenen Körperumriss eingezeichneten Sprachen.

Frau L. ist in Rumänien aufgewachsen und war zum Zeitpunkt des Interviews um die vierzig Jahre alt. Nach der Hochzeit mit einem ebenfalls aus Rumänien stammenden Mann, der zu diesem Zeitpunkt bereits in Österreich arbeitete, war es ihr nicht möglich, ihm ins Ausland zu folgen. Fünf Jahre lang, die sie mit der gemeinsamen Tochter in Rumänien verbrachte, versuchte sie vergeblich, ein Visum zu erhalten. Um die Familie wieder zusammenzubringen, entschloss sie sich schließlich dennoch zur Ausreise. Während ihr Mann und der inzwischen geborene Sohn in Österreich über einen legalen Status verfügten, wurde ihr und der Tochter die Aufenthaltsbewilligung aus ihr unverständlichen Gründen verwehrt. Erst nach dreizehn Jahren, während derer sie und ihre Tochter ohne legalen Status waren, wurde ihnen die Aufenthaltsbewilligung endlich erteilt. Ihren psychischen Zusammenbruch, der relativ bald nach der Legalisierung ihres Status erfolgte, erklärt sie mit der Erschöpfung durch den endlosen »Kampf mit Papiere«, aus dem infolge einer Kumulation weiterer Probleme (Krankheit, Umzug, familiäre Konflikte, Wasserschaden…) ein ›Zuviel‹ wurde. In einem permanenten Ausnahme-Zustand der Prekarität zu leben hieß für sie, ständig unvorhersehbaren und undurchschaubaren Entscheidungen ausgeliefert zu sein, die jede Lebensplanung durchkreuzten. Frau L. insistiert auf diesem Aspekt:

> ich kann mir [die Verweigerung der Aufenthaltsbewilligung] bis heute nicht erklären. Ich weiß nicht die Grund und ich weiß nicht diee (2s)/ und jetzt bin ich endlich zu müde. […] manchmal bin ich sauer, manchmal bin ich wütend, weil • denk ich mir, wenn ich hätte • längere Jahre gearbeitet, hätte v/ • • viel erreicht auch für Familie und für mich […].

Frau L. beschreibt ihren insgesamt achtzehnjährigen, kräftezehrenden Kampf um Papiere und Anerkennung als eine Periode, in der sie das Vertrauen in ein strukturiertes, vorhersehbares und verstehbares Umfeld verliert – alles Voraussetzungen, die Aaron Antonovsky (1979) zufolge im Umgang mit belastenden Erfahrungen von entscheidender Bedeutung sind.

Als Gegenbild entwirft Frau L. ihre Vorstellung eines Lebens, in dem die Dinge ›normal‹, strukturiert und vorhersehbar verlaufen:

> ich hätte schon gern, a, a, normales Job, a fixes Job,/
> dass ich auch wie alle andere normale Menschen, in • •
> Arbeit gehe und komme

Im Kontrast dazu steht ihre Sicht auf die Jahre ohne regulären Status:

> L: Ahm (1,5s) das war so: Ich habe immer Angst gehabt, dass ich ah auf-geschoben werde //
>
> I: Abgeschoben.
>
> L: abgeschoben, //
>
> I: Ja. // […]
>
> L: und ich hab immer geguckt, wenn a Polizeiauto oder < so • • ((leicht zittrig)) > vorbei, ich war im Fenster, immer, das war • • über zehn Jahre.

Aus Angst davor entdeckt, denunziert und angefeindet zu werden, schränkt sie ihre Kontakte zur Welt außerhalb der Kernfamilie so weit als möglich ein:

> L: Früher war ma gemobbt und von Nachbar und das war schwer, weil ich war ganze Za/ Zeit zuhause mit Kinder. Meine Mann war in Arbeit […] er [der Nachbar] hat so geschrien und so hat ah • • geschrien: »Scheiß Ausländer!« Und »Gehts ihr weg!« und, und hat so viel Schlüssel hier gehabt, hat alles zugesperrt, zehn Mal kon/ zu kontrolliert, und dann ich mu/ ich musste auch ab und zu in Garten mit Kinder. Weill das geht nicht, ne? //
>
> I: Natürlich. Nein. //
>
> L: nur drinnen und, und, und die Gardinen zu und Fenster zu

Die Ängste, die Frau L. hier zum Ausdruck bringt, werden stellvertretend durch den Nachbarn repräsentiert: Mit seinen fremdenfeindlichen Äußerungen spricht er ihr das Existenzrecht ab und vermittelt ihr zugleich das Gefühl, überwacht und eingesperrt zu sein. Was sie schildert, ist eine

Situation des Eingesperrtseins und der sozialen Isolation, in der sie gleichsam unsichtbar und unhörbar werden muss, eine Erfahrung des Sich-nicht-Mitteilen-Könnens, auf die sie im Gespräch mehrfach in unterschiedlichen Zusammenhängen zurückkommt. Es sind Situationen, in welchen der Mensch nach Arendts (1986 [1955]: 613) Worten »den Standort in der Welt verliert, durch den allein er überhaupt Rechte haben kann und der die Bedingung dafür bildet, daß seine Meinungen Gewicht haben und seine Handlungen von Belang sind«.

3.3 Wiederaufrufen früheren Erlebens

An anderer Stelle des Interviews spricht Frau L. von ihrer Kindheit und Jugend in einem ukrainischsprachigen Dorf in Rumänien und hebt dabei verschiedene Erinnerungen hervor, die mit dem Minderheitenhintergrund der Familie zu tun haben. Zu dem, was sie über ihre Erfahrungen als Migrantin ohne regulären Status in Österreich erzählt, gibt es eine Parallelerzählung über die als ambivalent erlebte Zugehörigkeit zu einer diskriminierten Minderheit im totalitären Rumänen Ceauşescus. Eingesperrt und überwacht sein, keine Sprache haben oder eine ›falsche‹ – die Vorstellungen, mit denen Frau L. die Jahre der Ungewissheit in Österreich verbindet, finden sich ganz ähnlich in der Erzählung über ihre Kindheit und Jugend im Dorf.

In den späten 1970er Jahren, als Frau L. ihre Schullaufbahn begann, war die rumänische Sprachenpolitik auf Homogenisierung und Rumänisierung ausgerichtet. Schulen mit ukrainischer Unterrichtssprache wurden geschlossen, die griechisch-katholische Kirche, der die meisten ukrainischsprachigen Rumänen angehörten, wurde als solche verboten und als Unterorgansiation der rumänisch-orthodoxen Kirche einverleibt. Diese Politik hatte eine massive Assimilierung zur Folge, die sich in den offiziellen Statistiken in einem dramatischen Rückgang der Personen, die sich als Ukrainer*innen bezeichneten, manifestierte (Yuriychuk 2014: 60–61).

Frau L. erinnert sich an die ersten Monate in der Schule, in der die Lehrerin ausschließlich Rumänisch sprach. Zum ersten Mal entdeckte das Kind, dass es jenseits der kleinen Minderheiten-Sprach-Welt, in der es mit

seiner Familie lebte, eine andere gab, zu der es sich den Zugang erst erkämpfen musste:

> mit sieben Jahren ich könnte keinee • • Wort Rumänisch. Und da war ich • • sauer, wütend, (1s)/ ich könnte gar nix mit Lehrerin kommunizieren erste halbe Jahr. […] ich hab auch rumänische äh • • Staatsbürgerschaft. Ich hab mich dann danach auch wie a Rumäner gefühlt, aber trotzdem, das, das in Kindheit war • • / für mich war verwirrend, komisch./ Auch schwierig hab ich empfunden./ Nicht jetzt nur auf Sprache, sondern vielleicht mehr auf meine Eltern, ich < weiß es nicht. ((leicht lachend)) > Weill (1s) mit sieben Jahre dann keine Wort, und in/ direkt in eine rumänische Schule, das war schon/

Sauer und *wütend* sind genau die Wörter, die Frau L. im Interview auch an jener Stelle verwendet, in der sie über ihr späteres Leben in Österreich spricht, im Speziellen darüber, wie undurchschaubar und willkürlich ihr die Entscheidung der Behörden erscheint, ihr und der Tochter (im Gegensatz zu Ehemann und Sohn) die Aufenthaltsbewilligung zu verweigern. Auch in der oben zitierten Stelle beziehen sich die beiden Wörter auf eine Situation des Nicht-Verstehens, in diesem Fall auf das Nicht-Verstehen der Sprache, in der die Lehrerin zu den Kindern spricht, und ein Nicht-Verstehen des Umstands, warum die Lehrerin eine andere Sprache spricht als die Schüler*innen. Das Kind macht die irritierende Erfahrung, wie die Grenzen des eigenen Sprachrepertoires ein Hindernis im Zugang zu einer weiteren Welt darstellen, zu der es sich hingezogen fühlt. In ihrer Erzählung verknüpft Frau L. die Erfahrung, sprachlich eingesperrt zu sein, mit der Lehrerin nicht kommunizieren zu können, mit einem Gefühl von Enttäuschung und Wut.

Im Zusammenhang mit der Erzählung über ihre Kindheit und Jugend im Dorf spricht Frau L. auch das Problem an, einem andauernden Konformitätsdruck ausgesetzt gewesen zu sein:

> <sso war die Mentalität oder ich weiß es nicht. ((schnell)) > Aber das war alles • • geh/ »Wir gehen in die Kirche, weil die Nachbarn gehen auch.« Das hat mich so genervt! […] »Was sagt die Nachbar?«. »Was sagt die Onkel?«. Oder sa/ hat meine Mutter gesagt: »Darf ma ned

> schlafen bis neun, weil Leute sehen keine Rauch.«/ So und dann müss ma einheizen in die Früh und dann kann ma noch a bissi legen

Die Gesprächssequenz über ihre Kindheit und Jugend in Rumänien schließt Frau L. mit der Feststellung: »wir waren sehr zugesperrt mit Kommunismus. Mit Ceaușescu«. Der Konformitätsdruck wird aber nicht nur vom Regime ausgeübt, sondern gleichsam gedoppelt durch einen zweiten innerhalb jener Gruppe, die vom Regime diskriminiert und ausgegrenzt wird. Repräsentiert wird dieser Druck in Frau L.s Erzählung durch die Angst der Mutter vor dem Gerede im Dorf und durch ihre Forderung, nur ja nicht aufzufallen, sondern zu machen, was alle machen, oder zumindest so zu tun als ob. Signifikant in dieser Hinsicht ist auch, dass Frau L. sich im Interview daran erinnert, wie die Mutter von der Tochter verlangte, auf Ukrainisch zu beten, nicht auf Rumänisch. Dem Druck des Regimes, sich der offiziellen Sprache und dem Assimilationsdiskurs anzupassen, steht die Reaktion seitens der ausgegrenzten Gruppe gegenüber, sich auf sich selbst zurückzuziehen.

Von einem solchen doppelten Druck, dem Angehörige einer ausgegrenzten Gruppe ausgesetzt sein können – von außen auf die Gruppe, von innen durch die Gruppe – spricht auch Jacques Derrida (2014), indem er sich auf seine eigene Erfahrung als jüdisches Kind in Algerien bezieht, das aufgrund der antisemitischen Politik der französischen Kolonialverwaltung zur Zeit des Vichy-Regimes von der Schule verwiesen wurde. Für Derrida wird diese biographische Erfahrung zu einem Schlüsselerlebnis – sowohl eines traumatischen Nicht-Dazugehörens als auch einer ersten Revolte. Die Revolte des Kindes, richtete sich, wie er hervorhebt, sowohl gegen das antisemitische Herdenverhalten (*la grégarité raciste*) der Regimeanhänger (Derrida 2014: 36) als auch, wie Derrida zu seinem eigenen Erstaunen feststellt, gegen die reaktive Solidarität der diskriminierten Gruppe, die sich aus Selbstschutz nach außen abschließt und auf sich selbst zurückzieht.

Was Frau L. ihrer Aussage zufolge als Jugendliche *genervt* hat, war aber nicht nur der Druck zur Konformität, sondern auch die zwiespältige Weise, mit diesem Druck umzugehen: Man braucht sich nicht unbedingt ganz anzupassen, aber man soll zumindest so tun, als würde man. Es handelt sich dabei um eine Form von ›Doppeldenk‹, die Tzvetan Todorov (1985) als charakteristisches Phänomen totalitärer Systeme identifiziert. Er stützt sich dabei auf Beobachtungen, die er bei einem Besuch im kommunistisch regierten Bulgarien machte, aus dem er lange zuvor ausgewandert war. Mit

Verweis auf Bachtin stellt er fest, dass – als Antwort auf eine schizophrene Situation – zwei einander widersprechende und zugleich ergänzende Diskurse nebeneinander bestehen: ein öffentlicher Diskurs, der einer stabilen Ideologie folgt (*vérité de conformité*) und ein privater, der sich den wechselhaften Erfordernissen des Augenblicks anpasst (*vérité d'adéquation*). Todorov zufolge beherrschen die Sprecher*innen den Wechsel von einem Diskurs zum anderen und die Wahl des jeweils adäquaten Registers perfekt, ohne dies je lernen zu müssen. Diese grundsätzliche Dualität erkennt Todorov nicht nur unter den Bedingungen totalitärer Herrschaft; aber nirgends sonst, sagt er, ist das Subjekt in so fundamentaler Weise bedroht, wenn öffentlicher und privater Diskurs vermischt wird, anstatt peinlich voneinander geschieden zu werden.

3.4 Sprachliche Ressourcen zur Stärkung von Resilienz

Frau L. brachte im Gespräch aber auch zum Ausdruck, wie unerwartete oder unterbewertete sprachliche Ressourcen aufgefunden und entwickelt werden können, um Resilienz zu stärken – sozusagen im Gegenzug zu dem mit einem Leben im ›Ausnahmezustand‹ verbundenen traumatischen Verlust von Handlungs- und Sprachfähigkeit. Solche Ressourcen umfassen unter anderem Möglichkeiten einer nicht konventionalisierten sprachlichen Kommunikation, die ich als ›Heteroglossie des Überlebens‹ bezeichnen möchte, aber auch die Fähigkeit, Ausdrucksmöglichkeiten zu aktivieren, die mit dem verbunden sind, was Julia Kristeva (2002 [1975]) die semiotische Dimension von Sprache nennt, und nicht zuletzt auch das Kämpfen um eine Form der Anerkennung, die es einem möglich macht, erneut einen Standort zu beziehen, von dem aus man sprechen und handeln kann.

Frau L. berichtet darüber, wie sie die Isolation, in der sie sich als Migrantin ohne regulären Status befand, gelegentlich durchbrechen und sich mit Nachbarinnen unterhalten konnte, die, ebenfalls als Migrantinnen, aus Bosnien, Bulgarien oder der Türkei nach Österreich gekommen waren. Damit eine Kommunikation zustande kam, mussten die Beteiligten auf unterschiedliche sprachliche Ressourcen zurückgreifen. Frau L., wie sie sagt,

besonders auf ihr Ukrainisch, das ihr den Zugang zu anderen slawischen Sprachen geöffnet hat:

> Und da hab ich a bissi auf < Ukrainisch ((lachend)) > und, und, und • war bissi gemischt, und • • is gegangen. Wir könnten uns • v/ wie sagt ma, verständigen.

Damit umschreibt Frau L. eine Art *translanguaging* (Garcia 2009), das sich auf die heterogenen sprachlichen Repertoires stützt, die sie und ihre Nachbarinnen in die Interaktion einbringen. Der gemeinsame Boden ist in diesem Fall nicht eine bestimmte *lingua franca*, z. B. die offizielle Sprache des Einwanderungslandes, sondern die gegenseitige Anerkennung heteroglossischer Ressourcen. Heteroglossie fungiert hier als Mittel, um eine erzwungene Sprachlosigkeit zu durchbrechen und ein, wenn auch prekäres, soziales und sprachliches ›Überleben‹ zu ermöglichen. Das Beispiel von Frau L. hebt zudem die Bedeutung hervor, die dem gesamten sprachlichen Repertoire zukommt, wenn es darum geht, in einer neuen Sprachumgebung Fuß zu fassen.

Die meisten Personen, mit denen wir im Rahmen unseres Projekts zu Sprache und Trauma Gespräche geführt haben, haben als sprachliche Ressourcen auch spezifische Arten von Sprechen oder Sprache angeführt, in denen die poetische oder semiotische Dimension im Vordergrund steht. Auch Frau L. kommt auf eine solche zu sprechen:

> Und auch, auch, auch das Singende in die Kirche, das/ das gefällt mir • so, so von • • Hören. • Von • / weil die Wörter is/ die Bedeutung ist gleich.

In den liturgischen Gesängen, die Frau L. als Ressource nennt, steht nicht die referentielle Bedeutung der Wörter oder Zeichen im Vordergrund, sondern deren semiotische, materielle Qualitäten wie Rhythmik und Intonation. Für Julia Kristeva (2002 [1975]) ist dieses Semiotische gerade durch Vieldeutigkeit charakterisiert. Es verweist ihr zufolge zurück auf das Brabbeln und die rhythmische Intonation in der frühen Interaktion zwischen dem Kleinkind und seinen engsten Bezugspersonen und tritt später, im Erwachsenenalter, in der poetischen oder musikalischen Sprache, aber auch im Spiel mit Sprache wieder hervor. Kristeva schreibt dieser semiotischen Dimension von Sprache eine besondere Bedeutung in Momenten zu, wenn das sprechende Subjekt, etwa im Zug einer Psychose, vom Zusammenbruch der symbolischen Funktion bedroht ist. Es ist

naheliegend, dass die Aktivierung semiotischer Ressourcen auch für traumatisierte Menschen eine besondere Bedeutung haben kann. Die Schwierigkeit, das Trauma in Worte zu fassen, es symbolisch zu repräsentieren und in eine Erzählung des Selbst zu integrieren, scheint dieser anderen, semiotischen Dimension von Sprache erhöhtes Gewicht zu verleihen (Busch & McNamara 2020; Busch 2020).

Schließlich bringt Frau L. im Gespräch auch den intensiven Wunsch zum Ausdruck, ihr Deutsch zu verbessern, das sie sich, wie sie sagt, beim Fernsehen und beim Lesen von Zeitschriften oder Büchern selbst angeeignet hat. An mehreren Stellen des Interviews betont Frau L., wie wichtig Deutsch, das sie in ihrem Sprachenportrait mit roter Farbe in die Herzgegend eingetragen hat, für sie ist.

> Ja. Das liegt mir am Herzen. […] ohne deutsche Sprache ich könnte mir nicht vorstellen, hier zu leben, mein ich, • dass es ohne eine Sprache in eine Land, is sehr schwer. […] Ahm • • ich bin froh, dass ich die Sprache • • gelernt habe, • ahm • ich bin noch nicht zufrieden, • • ich möchte gern (2,5s)/ ich mach das fast wie perfekt […] ich finde sehr wichtig, weil ich hier lebe und • • mit meine Kinder und Familie/ und gefällts mir auch. Kann man auch in mehrere • • Länder • benützen • • is für mich is a Fremdsprache, (1,5s) ahm (1,5s) ja.

Der Wunsch, möglichst gut Deutsch zu sprechen, entspricht Frau L.s Willen, wieder Boden unter den Füßen zu haben, einen Standort einzunehmen, von dem aus sie sich in Bezug zur weiteren Welt setzen kann. Aus der oben zitierten Stelle wird klar, dass sie Deutsch als einen Schlüssel sieht, der ihr sogar den Zugang zu anderen Ländern öffnen kann. Frau L.s Insistieren auf sprachliche Perfektion und, wie sie später im Interview ausführt, das Beherrschen der Grammatik, deuten auf einen anderen Diskurs hin, der nicht die Rolle von Sprache in der Alltagskommunikation im Auge hat, sondern die Funktion sozialer Normsetzung und sozialer Distinktion. Auf der Ebene des Spracherlebens bedeutet dies, dass sich die Sprecher*innen – durch die Augen der anderen – selbst als defizitär wahrnehmen und sich nicht als legitime Sprecher*innen anerkannt fühlen. In mehreren Gesprächen, die wir im Rahmen des Projekts geführt haben, brachten Teilnehmer ihre ambivalenten Gefühle gegenüber der deutschen Sprache zu Ausdruck. Sie nahmen Deutsch als eine unverzichtbare und in hohem Maß

erstrebenswerte, aber gleichzeitig fast unerreichbare Sprache wahr. Dies kann als Hinweis darauf verstanden werden, welche Wirkung paternalistische Diskurse haben, die Migranten nahelegen, dass man Deutsch nicht nur lernen muss, sondern es im eigenen Interesse lernen *wollen* muss (Dorostkar 2012).

Als Frau L. nach achtzehn Jahren der Ungewissheit, der Anspannung und des Kampfes mit den österreichischen Behörden endlich die Aufenthaltsbewilligung erhielt, wurde es für sie zum ersten Mal möglich, der angehäuften Erschöpfung nachzugeben. Erst nach einiger Zeit, zum Zeitpunkt, als das Gespräch mit ihr geführt wurde, war sie in der Lage wahrzunehmen, dass ihr neuer Status mehr Vorhersehbarkeit und Sicherheit bieten würde. Sie erkennt die Möglichkeit, den eingeübten Reflex, sich möglichst unsichtbar und unhörbar zu machen, zu überwinden und sich Schritt für Schritt von der Gewalterfahrung der Sprach- und Stimmlosigkeit zu befreien.

4 Schlussfolgerungen

Aus der Erzählung von Frau L. lässt sich herauslesen, dass die Verweigerung fundamentaler Rechte unter den Bedingungen von Migration und Prekarisierung (in ihrem Fall unter anderem die Verweigerung des Rechts auf ein geregeltes Familienleben) sich, was das Spracherleben anbelangt, auf verschiedenen Ebenen niederschlägt: Auf Diskursebene können fremdenfeindliche und rassistische Diskurse (in Frau L.s Erzählung werden sie durch den feindseligen Nachbarn repräsentiert) ebenso wie bürokratische Regelungen und Praktiken, die mit Politiken der Exklusion einhergehen, als massive Bedrohung erlebt werden. Auf der Ebene des Sprachgebrauchs kann die Erfahrung, nahezu immer und ausschließlich nach der Kompetenz in einer einzigen Sprache (der offiziellen Sprache des Landes der Ankunft) beurteilt zu werden, als Erniedrigung und Angriff auf die eigene Würde erlebt werden. Auf der Ebene der Stimme macht die Verweigerung eines legitimen Standorts innerhalb der sozialen Welt es schwer, sich als sprechendes Subjekt gegenüber anderen zu positionieren.

Sich ständig wiederholende Situationen, in denen einer Person die Qualität eines sprechenden und handelnden Subjekts abgesprochen wird, können, wie das Frau L. zum Ausdruck bringt, als leidvoll und traumatisierend erfahren werden. Gleichzeitig bringt ihre Erzählung aber

auch die Fähigkeit zum Vorschein, in extrem schwierigen Situationen bemerkenswerte Kräfte und Ressourcen zu entwickeln: Frau L. schafft es nach fünf Jahren erzwungener Trennung, die Familie an einem Ort zu vereinen; sie kämpft unbeirrt weitere dreizehn Jahre um eine Aufenthaltsbewilligung für sich und ihre Tochter; sie entdeckt die Macht, die in der poetischen, semiotischen Dimension von Sprache liegt und macht sie sich in Momenten der Entspannung zu Nutze; sie entwickelt spezifische heteroglossische Kommunikationspraktiken, um mit den Nachbarinnen in Kontakt zu treten; mit dem Ziel, sich auf eine erweiterte Welt hin zu projizieren, bringt sie sich selbst Deutsch bei (einen Kurs konnte sie mit ihrem irregulären Status nicht besuchen) und unternimmt, nach all den Jahren des Lebens in Ungewissheit, große Anstrengungen, in ein geregeltes Berufsleben einzusteigen.

Das diskutierte Beispiel macht deutlich, dass die Prekaritätserfahrung vom Leben an der Schwelle zwischen zwei Welten zu einem anhaltenden Zustand werden kann. Wenn Liminalität, das Dazwischensein, nicht ein Moment des Übergangs ist, sondern in einen Dauerzustand übergeht (vgl. Lehner i. d. Bd.), so wird Normalität als quasi utopischer Gegenentwurf zur täglich gelebten Prekarität konstruiert.

Wie die Psychotherapeutin Luise Reddemann (2011) deutlich macht, kann Heilung im Fall von Traumata nicht als *restitutio ad integrum* begriffen werden, sondern als Prozess, der Narben hinterlässt. Der Heilungsprozess ist kein ausschließlich individueller Prozess, sondern hängt genauso vom Umfeld ab, von der unmittelbaren zwischenmenschlichen Umgebung ebenso wie von soziopolitischen Rahmenbedingungen. Ein Faktor, der dazu beitragen kann, Resilienz zu stärken, ist die Anerkennung der leidvollen Erfahrungen, durch die man gegangen ist. Eine solche Anerkennung bietet die Möglichkeit, die eigene traumatische Erfahrung in Bezug zu denen anderer zu setzen, die eigene Biographie in eine größere Erzählung einzuschreiben. Ebenso wichtig aber ist es, die persönlichen Ressourcen anzuerkennen und wertzuschätzen, auf die betroffene Menschen zurückgreifen und die sie weiter entwickeln. Das gilt auch für das sprachliche Repertoire, das Menschen ›in Bewegung‹ mitbringen und das sie entsprechend den neuen Anforderungen und Bedürfnissen adaptieren. Und schließlich ist es entscheidend, außerhalb der Gefahr zu sein, sich also in einer Situation zu befinden, die als einigermaßen sicher und geschützt empfunden werden kann. Erst so wird es, um mit Hymes (1996) zu sprechen, möglich, sich aus der Gewalterfahrung der Stimmlosigkeit zu befreien und

eine Stimme zurückzugewinnen, die es – in der Wahrnehmung anderer und in der eigenen Wahrnehmung – wert ist, gehört zu werden.

Literatur

Agamben, Giogio. 1998. *Homo sacer: Sovereign power and bare life*. Stanford: Stanford University Press.

Amati Mehler, Jacqueline, Simona Argentieri & Jorge Canestri. 2010. *Das Babel des Unbewussten: Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse.* Gießen: Psychosozial-Verlag.

Antonovsky, Aaron. 1979. *Health, stress and coping*. San Francisco: Jossey-Bass Publishers.

Arendt, Hannah. 1952. *The origins of totalitarianism*. New York: Harcourt Brace.

Arendt, Hannah. 1986 [1955]. *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft: Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft* . München: Piper.

Bachtin, Michail M. 1979 [1934–1935]. Das Wort im Roman. In Michail M. Bachtin, *Ästhetik des Wortes* (Rainer Grübel, Hg.*),* 154–300. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Becker, David. 2014. *Die Erfindung des Traumas: Verflochtene Geschichten*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Bourdieu, Pierre. 1990. *Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.

Busch, Brigitta. 2012. The linguistic repertoire revisited. *Applied Linguistics 33*(5), 503–523.

Busch, Brigitta. 2015. Zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung: Zum Konzept des Spracherlebens. In Anna Schnitzer & Rebecca Mörgen (Hgg.), *Mehrsprachigkeit und (Un)gesagtes: Sprache als soziale Praxis im Kontext von Heterogenität, Differenz und Ungleichheit,* 49–66. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Busch, Brigitta. 2020. Message in a bottle: Scenic presentation of the unsayable. *Applied Linguistics 41*(3), 408–427.

Busch, Brigitta. 2018. Das Sprachenportrait in der Mehrsprachigkeitsforschung. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 93*, 53–70.

Busch, Brigitta & Thomas Busch. 2013. Sprachen der Verletzung, Sprachen als Ressource: Mehrsprachigkeit und traumatisches Erleben. In Astrid Lampe, Peer Abilgaard & Klaus Ottomeyer (Hgg.), *Mit beiden Augen sehen: Leid und Ressourcen in der Psychotherapie. Luise Reddemann zum 70. Geburtstag,* 95–117. Stuttgart: Klett Cotta.

Busch, Brigitta & Tim McNamara. 2020. Language and trauma: An introduction. *Applied Linguistics 41*(3), 323–333.

Busch, Brigitta & Luise Reddemann. 2013. Mehrsprachigkeit, Trauma und Resilienz. *Zeitschrift für Psychotraumatologie 11*(3), 23–33.

Derrida, Jacques. 2014. *Le dernier des Juifs*. Paris: Galilée.

Dorostkar, Niku. 2012. Linguistischer Paternalismus und Moralismus: Sprachbezogene Argumentationsstrategien im Diskurs über ›Sprachigkeit‹. *Aptum 1*, 61–84.

Fischer, Gottfried & Peter Riedesser. 1998. *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. Berlin: Springer.

Fischer, Miriam. 2012. »Die Welt ist fort, ich muss dich tragen« (Celan) – Zum sprachlichen Umgang mit Grenz-(Nicht-)Erfahrung. In Emil Angehrn & Joachim Küchenhoff (Hgg.), *Macht und Ohnmacht der Sprache: Philosophische und psychoanalytische Perspektiven,* 137–160. Weilerswist: Velbrück.

García, Ofelia. 2009. Education, Multilingualism and Translanguaging in the 21st Century. In Ajit K. Mohanty, Minati Panday, Robert Phillipson & Tove Skutnabb-Kangas (Hgg.), *Multilingual Education for Social Justice: Globalising the Local*, 140–158. New Dehli: Orient BlackSwan.

Husserl, Edmund. 1985 [1939]. *Erfahrung und Urteil: Untersuchungen zur Genealogie der Logik. 6. Aufl.* Hamburg: Meiner.

Hymes, Dell. 1996. *Ethnography, Linguistics, Narrative Inequality: Toward an Understanding of Voice*. London: Taylor & Francis.

Janet, Pierre. 1904. L'amnésie et la dissociation des souvenirs par l'émotion. *Journal de psychologie normale et pathologique 5*, 417–453.

van der Kolk, Bessel, McFarlane, Alexander C. & Lars Weisaeth (Hgg.). 2007. *Traumatic stress: The effects of overwhelming experience on mind, body and society*. New York, London: The Guilford Press.

Kristeva, Julia. 2002 [1975]. From one identity to an other. In Kelly Oliver (Hg.), *The portable Kristeva,* 93–115. Aktualisierte Aufl. New York: Columbia University Press.

Lutter, Christina & Markus Reisenleitner. 1998. *Cultural Studies: Eine Einführung*. Wien: Turia und Kant.

Merleau-Ponty, Maurice. 1966. *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Walter de Gruyter.

Pavlenko, Aneta. 2005. *Emotions and multilingualism*. Cambridge: Cambridge University Press.

Reddemann, Luise. 2011. *Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie PITT – Das Manual*. Stuttgart: Klett Cotta.

Rosa, Hartmut. 2016. *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Spitzmüller, Jürgen. 2013. Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung: Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen. *Zeitschrift für Diskursforschung 3*, 263–287.

Todorov, Tzvetan. 1984. *Mikhail Bakhtin: The dialogical principle*. Manchester: Manchester University Press.

Todorov, Tzvetan. 1985. Bilinguisme, dialogisme et schizophrénie. In Collectif (Hg.) *Du bilinguisme : Actes du colloque,* 11–38. Paris: Denoël.

Vygotskij, Lev S. 1994. §14. The problem of the environment (1934). In René Van der Veer & Jan Valsiner (Hgg.), *The Vygotsky Reader,* 338–354. Hoboken: Wiley-Blackwell.

Wellgraf, Stefan. 2018. *Schule der Gefühle: Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit in neoliberalen Zeiten.* Bielefeld: transcript.

Yuriychuk, Yuriy. 2014. The Ukrainian minority in Romania: Problems of preserving national identity. In: Mircea Brie, Ioan Horga & Sorin Şipoş (Hg.), *Ethnicity and intercultural dialogue at the European Union Eastern border,* 54–64. Cambridge: Cambridge Scholars Publishing.

Transkriptionsregeln

•	kurze Pause
• •	längere Pause
(2s)	gemessene Pause in Sekunden
/	Abbruch
//	keine Pause zwischen Sprecher*innen-Wechsel
< >	bezeichnet eine Sequenz mit bestimmter Intonation
(( ))	Kommentar bei der Transkription
[…]	meine Auslassungen oder Ergänzungen
diee/weill	gedehnter Laut